



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

durch Ueberfendung wertvoller Geschenke milder zu stimmen, scheiterte kläglich an dessen Standhaftigkeit. Das Fleisch des geschlachteten Ochsen durfte nicht einmal verscharrt werden. Frei im Hofe des Portugiesen mußte es liegen bleiben, bis der Himmel, der durch die Mißachtung des Festtages beleidigt worden war, es verzehrt habe. Der Portugiese litt unter dem pestartigen Geruche, den das Tier nach kurzer Zeit verbreitete, entsetzlich; doch erst nach einigen Tagen, als man ihn für seinen Frevel hinlänglich gestraft glaubte, erhielt er die Erlaubnis zur Weiterreise. Das mag hart erscheinen, zeigt aber doch, wie streng diese heidnischen Kaffern ihre Gesetze halten. (Fortsetzung folgt.)

Ein ganzes Volk als Opfer einer Wahn-Idee.

Von P. Albert Schweiger.

(Schluß.)

Endlich naht der heißersehnte Tag, der erste Vollmond des neuen Jahres. Schon am Abend zuvor schleppten sich viele an die Flußufer in der Erwartung, dort Zeugen zu sein von der Auferstehung ihrer lieben Freunde und Vorfahren. Was mußte es ferner Herrliches sein, wenn plötzlich mitten in so schrecklicher Hungersnot schönes fettes Vieh, die Augenweide eines jeden Kaffern, massenhaft aus den Flüssen heraufstieg! Andere, die nicht mehr soweit gehen konnten, halbverhungerte Männer und Greise, hielten das Gesicht über die Gruben und Kelleröffnungen, um mit eigenen Augen das große Wunder zu schauen, wie die leeren Magazine und Vorratskammern sich plötzlich bis zum Rande mit neuem, frischem Getreide füllen würden.

Wohl stand der Mond mit seinem Silberlicht am Himmel und sein volles, mildes Antlitz strahlte in seltener Fülle und Pracht. Wohl saßen und lagen die armen Leute teils an den Ufern der Flüsse, teils am Rande ihrer Kelleröffnungen und schauten und schauten. Schon war es einzelnen, als sähen sie bereits in der Ferne die Höner zahlloser Ochsen und Kühe aus dem Flußbett steigen. — eitle Täuschung! Stunde um Stunde verrinnt, und noch immer ist von dem großen, sehnsüchtig erwarteten Wunder keine Spur zu sehen.

Endlich bricht der Morgen an, die Höhen und Spizen der Berge ringsum färben sich im Morgenrot, und bald baden sich Hügel und Täler in einer Flut von Licht, — in den Herzen der Schwarzen aber wird es Nacht, rabenschwarze, stockfinstere Nacht. Zum erstenmale steigt ein grausamer, entsetzlicher Zweifel in ihnen auf. Wie, wenn sie betrogen waren? — Wenn all ihre Hoffnungen nur auf Lüge und eitlen Trug beruhten? Was dann? — Was dann?

Das Volk beginnt zu murren, man stellt Nongausi, die Prophetin, zur Rede, sie soll ihnen sagen, warum das Wunder sich nicht vollzieht. — Das Mädchen erwidert, der Grund sei der, daß einzelne Kraalbesitzer nicht all ihr Vieh getötet, sondern es teilweise in abgelegenen Waldschluchten verborgen hielten. Solange dies der Fall sei, könne das neue Vieh nicht zum Vorschein kommen. Die Antwort klingt plausibel. Ueberall wird eifrig nach verstecktem Vieh gesucht, und erschlagen, was man nur immer davon finden kann. Doch ohne Erfolg, das Wunder will nicht kommen.

„Wo bleiben denn unsere verstorbenen Häuptlinge und Anverwandten, wo die schönen, jugendfrischen Bräute?“ — Die Prophetin eilt zum verhängnisvollen Fluß, steigt ins Wasser und lauscht von neuem. Rings umher steht das hungrige, erwartungsvolle Volk; es ist

als horche mit ihr das ganze Land. Welche Kunde wird nun kommen? —

Da hört sie unter sich die Stimmen der Geister und entsetzt sich. Die Unglücks-Prophetin öffnet den Mund und spricht: „Ich habe Streitreden und großes Geschrei unterm Wasser vernommen. Unter den Seelen der verstorbenen Familienväter und Häuptlinge herrscht großer Streit; jeder von ihnen will zuerst auferstehen und das Licht der Sonne erblicken. Die einen von ihnen sagen, das Alter sei maßgebend, die andern betonen die frühere Würde und Größe der ehemaligen Herrschaft. Eine Einigung ist unmöglich, daher auch nicht die Auferstehung!“ —

Nach diesen Worten geht das unselige Mädchen von dannen, sucht ihre Freundin Nonesi auf und beide ergreifen die Flucht. Man hat Zeit lebens nichts mehr von ihnen gesehen oder gehört. Sie waren und blieben verschollen.

Traurig kehrt das betrogene Volk zu seinen Hütten zurück. Alle Hoffnung ist dahin. Die Getreidefeller sind noch immer leer, und mancher, der sich an ihren Rand gelegt hatte, um das Wunder zu sehen, stand nicht mehr auf; zuletzt starrten nur noch die erloschenen Augen der Toten in die dunkeln Räume.

Die übrigen machen sich in heller Verzweiflung auf und beginnen zu wandern. Wohin? Ist man jetzt entschlossen, bewaffnet über die Engländer herzufallen. Ach, was vermag ein regelloser Haufen entkräfteter, halb verhungertes Leute gegen europäisches Militär? Es dachte auch kein Mensch mehr an einen Angriff, jeder war vielmehr nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht.

Man erlasse mir die nähere Schilderung der Greueljahren, die nun folgten. Vielfach lösten sich alle Bande der Natur und der gesellschaftlichen Ordnung auf. Der Bruder streitet mit der Schwester, der Vater mit dem Sohn um einen elenden Bissen oder um einen Felsen jener großen Milchgefäße, die man wenige Wochen zuvor in der Erwartung reichlichen Vorrats angefertigt hatte. Der vom Alter Geschwächte wird vom Jüngeren, der Kranke vom Gesunden unbarmherzig hinweggestoßen; ja es kommt vor, daß Väter, toll und rasend vor Hunger, ihre kleinen Kinder vom Rücken der Mütter reißen und schlachten, um sich und ihrer Familie ein Mahl zu bereiten. — Man ißt alles, was man nur fauen und verschlingen kann, Gras, Blätter, Baumrinden usw. Manche, die in der Nähe der Küste wohnten, wollen ihr Leben durch gewisse Schattiere fristen, allein, da sie diese Nahrung nicht gewohnt sind, bekommen sie Dysenterie und Typhus und sterben an deren Folgen.

Ueberall, an den Flußufern, in den Kraals, auf den Bergen und in abgelegenen Talschluchten liegen Tote. Da und dort, etwa um einen Baum oder eine Hütte fand man später ganze Gruppen von Leichen beisammen sitzen. Der harte, grausame Hungertod hatte sie alle ereilt. In der Regel waren die Leichen, oft fünfzehn bis zwanzig zusammen, bis zum Skelette abgemagert. Andere, die sich nach der südlichen Kapkolonie, zu den Engländern oder weit entfernten Verwandten auf den Weg gemacht hatten, sah man halbtot auf Händen und Füßen dahinfriechen; und viele verschmachteten auf dem Weg und blieben tot liegen, daß noch lange darnach ihre gebleichten Gebeine den Weg anzeigten, den der unglücklich traurige Zug genommen.

Wie viele Menschen damals so elendiglich ums Leben kamen, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Jedemfalls belief sich ihre Zahl auf viele, viele Tausende. Die niedrigste Schätzung spricht von 25 000, gewöhnlich aber nimmt man mehr als die doppelte Zahl hievon an. Der

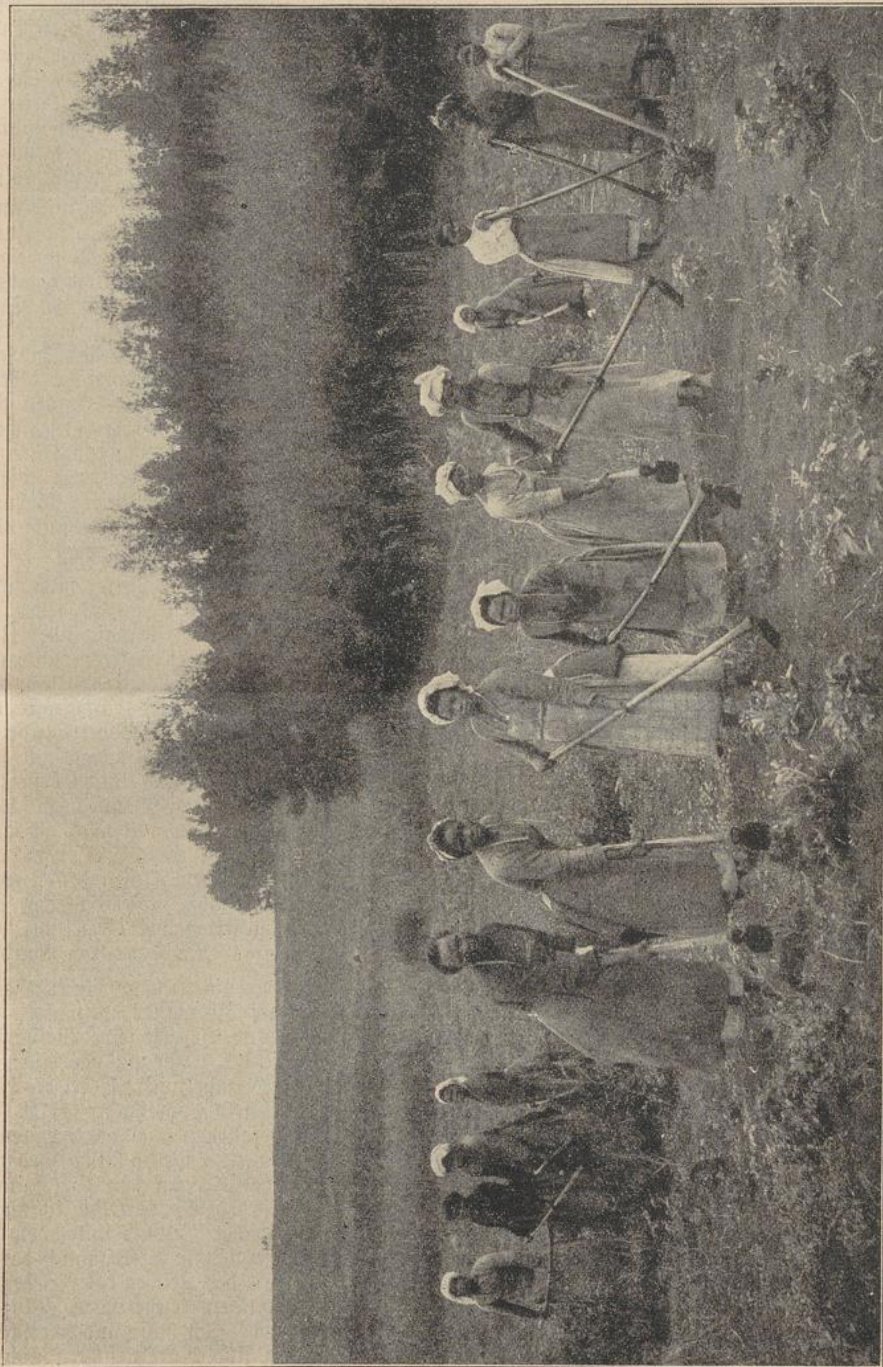
damalige offizielle Bericht der englischen Regierung konstatierte in Kaffraria eine Abnahme der Bevölkerung von 105 000 Personen beiderlei Geschlechts auf 38 000, demnach wäre die Zahl der in jenem Schreckensjahre Gestorbenen 67 000 gewesen.

Bald 60 Jahre sind seitdem verflossen, doch die Erinnerung daran ist noch keineswegs aus dem Volke geschwunden. Allerdings wollen die Schwarzen nur ungern daran erinnert sein; schon den bloßen Namen „Nongqausi“ können sie absolut nicht hören, ruft er doch zu traurige Bilder in ihnen wach. Vorher waren sie durch ihre zahlreichen Herden verhältnismäßig reich, jetzt sind sie arm. Vom jungen Volk, das sich damals noch durch die Flucht retten konnte, mußten die meisten in den östlichen Distrikten im Dienste der weißen Farmer viele Jahre hindurch schwere Arbeit tun. Das Traurigste aber ist, daß sie durch jene Katastrophe auch moralisch gelitten haben, und zwar in einem Grade, daß sich die schlimmen Folgen noch bis zur Stunde geltend machen.

Einige wenige Stockheiden halten allerdings heute noch an den Prophezeiungen der Nongqausi und ihres Vaters Nischlakasa fest, obgleich letzterer damals selbst durch Hunger ums Leben kam. Sie glauben nämlich, man hätte irgend etwas von den Befehlen und Instruktionen, welche die Geister der Vorfahren gegeben hatten, versäumt oder nicht recht gemacht. Hätte man alles pünktlich befolgt, so wären die Weissagungen sicher eingetroffen.

So aber denken nur wenige; die überwiegende Mehrzahl hat — und das ist das Traurigste vom Ganzen —

die Neigung und die Lust, etwas Höheres und Ueber-sinnliches anzunehmen, ganz verloren. Die Amazofa-Kaffern hatten bewiesen, welch' eines Glaubens und Opfermutes sie fähig waren. Nun aber, so schmächtig



Marienmädchen bei der Feldarbeit. (Missionstation Gampogau in Südafrika.)

betrogen, ist ihre Glaubensfähigkeit total erschüttert und ihre Opferliebe dahin. Nur äußerst schwer können sie sich fortan zu einem übernatürlichen Glaubensakte erschwingen und stehen daher auch dem christlichen Missionar meist ungläubig, kalt und teilnahmslos gegenüber.

Manches hat sich wohl in letzter Zeit wieder gebessert, wir haben verschiedene, recht gute und eifrige Neuchristen, doch beim Volke im großen und ganzen bedarf es noch vieler Geduld und Arbeit, um es fürs Christentum zu gewinnen. Wenn da nicht die Gnade Gottes mächtig eingreift, ist alles Predigen und Lehren umsonst.

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.
(Schluß.)

Czenstochau. — Von ganz besonderem Interesse war für mich der Besuch jener historischen Personen und Bläse, die mit der Geschichte des Zulu-Volkes unzertrennlich verknüpft sind. Shingane, in dessen Kraal ich längere Zeit wohnte, war jener Fürst, der seinerzeit wegen seiner Umtriebe gegen die fremde Regierung von den Engländern auf zwölf Jahre nach der Insel St. Helena in die Verbannung geschickt worden war. Ich kam auch nach *Emtonjani*, dem ursprünglichen Sitz des Zulustammes. Hier lebte in seiner Jugendzeit der berühmte König Tschaka; hier sind auch, mit Ausnahme Tschakas, die alten Zulufürsten begraben. Hier war es, wo König Dingaanes berühmte, aus 2000 Hütten bestehende Residenz aufgeschlagen war, die den stolzen Namen „Engungundhlovu“ (Wohnung des Elefanten) führte, und wo der Burenführer Retief mit seinen unglücklichen Genossen von den Kriegern des falschen Fürsten meuchlings ermordet wurde. Hier lagen auch die großen Kraale der Zulufürsten Mpande und Cetshwayo. Ich stand auf jener Anhöhe, auf der 39 Jahre zuvor, fast am nämlichen Tage, Sir Theophilus Shepstone in Gegenwart von mehr als 10 000 Zulu-Kriegern Cetshwayo zum Könige krönte.

Ich kam ferner in die Gegend, wo Tschaka nach der großartigen Erhebung der Zululation die mächtigen Kraale Bhulawayo, Ondini usw. erbaut hatte. Hier, beim Ndhlangubi-Kraal, zwischen dem Ngoye-Urwald und dem Mhlatuze-Fluß, starb auch Nandi, Tschakas Mutter, welcher der grausame Fürst eine so schreckliche Totenfeier veranstaltete. Tschaka befand sich, wie mir erzählt wurde, gerade auf der Elefantenjagd, als er die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter erhielt. Er eilte sofort nach Hause zurück, fand aber seine Mutter schon dem Tode nahe, und wenige Stunden darauf hauchte sie, die er innig liebte, ihre Seele aus. Von seinen Räten und einer großen Zahl von Kriegern umgeben, näherte sich der Fürst der Hütte, in der die Verstorbene lag, und er, der sonst so herzlose Mann, stand, vom Schmerz ganz zermalmt, gegen zwanzig Minuten lang vor der Leiche und weinte, daß die Tränen reichlich seinen Schild benetzten. Dann aber wurde er wie rasend und brach in ein wildes Geheul aus, und mehr als 15 000 Krieger stimmten in diese Totenklage mit ein. Das halbe Zululand strömte herbei, die Zahl der Trauernden wuchs auf mehr als 60 000 an, und die Erde erdröhnte förmlich vom Geheul dieser wilden Horden. Man schlachtete den Geistern der Unterwelt 40 Ochsen und fügte auch eine Anzahl Menschenopfer bei. Noch mehr: Tschaka wollte, daß man in ganzen Strömen Tränen vergieße für seine Mutter; alles mußte weinen vom Morgen bis zum Abend, und wer vor Ermüdung keine Träne mehr expressen konnte, wurde einfach mit Keulen niedergeschlagen. Gegen 7000 Menschen mußten, so wird erzählt, an jenem Tage allein das Leben lassen. Doch auch das genügte dem unersättlichen Tyrannen noch lange nicht; daher verbot er für die Zeit

der Trauer, und diese dauerte ein ganzes Jahr, daß irgendjemand die Felder bestelle oder Milch genieße. Die Frauen, die während der nächsten zwölf Monate einem Kinde das Leben schenkten, erwartete samt ihren Männern der Tod. Für Nandi, die Mutter des großen Elefanten aber, wie sie genannt wurde, ließ er ein großes Grab herrichten, wo sie in sitzender Stellung beigelegt wurde; zehn andere Frauen sollen mit ihr lebendig begraben worden sein. — So handelte Tschaka; das Wertwürdige aber ist, daß dieser Wüterich trotz alledem bis zur Stunde beim ganzen Zuluvolke in höchsten Ehren steht. Der Zulu schwört nicht höher, als auf den Namen Tschakas, seines großen, unsterblichen Fürsten. —

Einige Tage hielt ich mich auch bei *Mtonga* auf, dem Sohn des verstorbenen Zulufürsten Mpande. Er ist ein hochgewachsener Mann von robuster Gestalt, ein echter Zulu. Auch er wußte aus seinem reichbewegten Leben gar vieles zu erzählen. Schon in seinen Jugendjahren stellte ihm sein leiblicher Bruder Cetshwayo aus Eifersucht nach dem Leben und ermordete seine Mutter und alle seine Geschwister. Mtonga selbst war, als Cetshwayo mit seinen Horden den heimatlichen Kraal überfiel und alles ermordete, nicht zu Hause gewesen und flüchtete sich später zu den Buren, die ihn gastfreundlich aufnahmen. Noch mehrere dieser geschichtlich merkwürdigen Persönlichkeiten wohnen in diesem Distrikt, und ich hörte diese Helden nicht ohne Verwunderung von den Tagen längstvergangener Zeiten erzählen.

Mein Weg führte mich auch über die großen Schlachtfelder, an denen das Zululand so reich ist, und die ein so glänzendes Zeugnis ablegen für die Tapferkeit dieses Volkes. Ich kam auch in jene Gegend, wo der französische Prinz Zulu, der Sohn des bei Sedan gefangenen Kaisers Napoleon, von den Speeren der wilden Zulus durchbohrt wurde. Ich war am Tugela-Fluß, wo Fürst Dingaan mit seinen 10 000 Kriegern die Engländer und Buren besiegte und wo sich von 400 Weißen nur vier Mann durch schleunige Flucht zu retten wußten. Hier war es auch, wo Cetshwayo seinen Bruder Umbulazi besiegte; Tausende von seinem Anhang ertranken in den Fluten des Tugela, und die Bewohner Durban's sahen mit Schrecken die vielen Leichen, die zunächst stromabwärts geführt und später vom Meere wieder ans Land geworfen wurden.

Noch oft erinnere ich mich an einen Abend, wo ich tief im Zululande drinnen, jenseits des Umsoloziflusses weilte, der seine Wasser schon in die St. Lucia-Bai sendet. Ich saß vor einer Kaffernhütte; vor mir lag die blutgetränkte Erde, die Ulundi-Ebene, das große Schlachtfeld vom Jahre 1879. Die Massengräber der hier gefallenen Engländer waren durch einen Denkstein bezeichnet. Eigentümliche Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Fern von der Heimat, ja fern von jedem zivilisierten Wohnort, saß ich hier als der einzige Europäer in der Wildnis unter den Wilden. Vom Himmel herab erglänzte so freundlich das südliche Sternbild des Kreuzes, das Zeichen des Friedens. Sollte nicht auch für diese wilden, kriegerischen Zulus dieses Friedenszeichen leuchten? Ich hoffe und wünsche es. Allerdings gegenwärtig sind die Aussichten nicht groß, und es mutete mich gar sonderbar an, als vom Talsessel herauf, gleichsam als Antwort auf meine Frage, das Geheul der hungrigen Schakale ertönte. Sie schienen mir wie Dolmetscher des „brüllenden Löwen“, der da umhergeht, suchend, wen er verschlinge, und der als Fürst der Unterwelt diese seine alte Zwingburg noch immer nicht räumen will. —